

Kontext 2

Handout der Gruppe 6 zum Thema:

Interviewtechnik

Autoren: Patrick Bucher, Christoph Karlen, Philipp Ryser

Datum: Samstag, 24. April 2010

Inhalt

1 Einleitung.....	3
2 Geschichte und Formen des Interviews.....	4
2.1 Die Anfänge des Presseinterviews im englischen Sprachraum.....	4
2.2 Pressezensur im deutschen Reich.....	4
2.3 Gespräche in Rundfunk und Fernsehen.....	4
2.4 Das SPIEGEL-Gespräch.....	5
3 Interviewtechnik.....	6
3.1 Vorbereitung.....	6
3.2 Fragetechnik.....	6
3.3 Gespräch antizipieren.....	7
3.4 Durchführung.....	7
3.5 Nachbereitung.....	8
4 Fallbeispiel: Interview mit Donald E. Knuth.....	9
4.1 Auszug aus einem Interview mit Technology Review.....	9
4.2 Kurzanalyse.....	10
Literatur- und Quellenverzeichnis.....	11

1 Einleitung

Als Informatiker dürfte man nicht allzu oft mit Interviews konfrontiert werden. Informatiker sind keine Journalisten. Folglich gehört das Vorbereiten, Durchführen und Nachbearbeiten von Interviews nicht zum Tagesgeschäft eines Softwareentwicklers oder Netzwerkspezialisten. Auch in der Fachpresse sind Interviews – verglichen mit der Tagespresse – eher selten anzutreffen. Wird der Wert des Interviews in der Informatik (aber auch in anderen technischen Disziplinen) gar unterschätzt? Es gibt sehr wohl einige einleuchtende Gründe, warum sich Techniker, insbesondere Informatiker, häufiger mit Interviews auseinandersetzen sollten.

- Die **Kommunikation zwischen Laien und Experten** führt in der Informatik oftmals zu schwerwiegenden Missverständnissen. Der hochspezialisierte Informatiker setzt oft Sachverhalte als allgemeinverständlich voraus, von denen Laien noch nie etwas gehört haben. Diese Sachverhalte sind eben meistens für den Informatiker sehr wohl «logisch» oder gar «trivial», da er sie eben für seine Arbeit täglich braucht und für sich selber als Voraussetzung ansehen darf. Es treffen folglich zwei Welten aufeinander: der überforderte Laie auf der einen und der genervte Informatiker auf der anderen Seite. Ein Interview könnte diese Situation entschärfen. Selbst wenn der Interviewer technisch versiert ist, der von ihm befragte Experte wird immer wesentlich mehr über die Thematik wissen. Der Informatiker, will er denn von einem Publikum verstanden werden und nochmals ein Interview geben dürfen, tut nun sehr gut daran, wenn er die Sachverhalte allgemeinverständlich formuliert und so vielleicht Abstand von seinem Fachvokabular nimmt und sich verbreiteterer Begriffe bedient.
- **Medienkompetenz und Informatik** hängen heute stark zusammen. Kommunikation und Berichterstattung wanden sukzessive von Print- und Fernsehmedien ins Internet ab. Informatiker sind zwar oftmals Internetspezialisten, dafür fehlt es ihnen aber teilweise an kritischer Auseinandersetzung mit der Medienwelt. Die vermeintliche Anonymität des Internets und der sich auf Quellen berufende Qualitätsjournalismus scheinen sich auf den ersten Blick diametral zu widersprechen. Dies hat einen Graben zwischen klassischen Medienschaffenden und der Internetgemeinde ausgehoben, der nun in mühsamer Überzeugungsarbeit wieder aufzuschütten ist. Zeitungen wollen im Internet Geld verdienen, die Internetgemeinde ist eher am freien (unzensurierten und kostenlosen) Fluss der Informationen interessiert. Um diese Gegensätze zu überwinden, reicht es nicht aus, wenn sich Medienschaffende mit dem Internet befassen. Informatiker sollten auch die «klassische» Medienwelt zu verstehen versuchen. Und dazu gehört nun einmal auch das Interview.
- **Informatiker können von Journalisten lernen.** Interviews kommen wohl strukturiert, in rhetorisch versierter Sprache und im Umfang exakt auf einige Spalten oder Seiten passend daher. Software ist oft chaotisch aufgebaut, schlampig implementiert und mit unnötigen Features überladen. Journalisten bearbeiten Interviews nach – Programmierer sollten öfters Refactoring¹ von Software betreiben. Journalisten schreiben Antworten verständlich hin – Programmierer sollten ihren Programmcode ebenfalls auf Verständlichkeit, Klarheit und Kompaktheit optimieren. Journalisten konzentrieren sich auf das Wesentliche – Programmierer erstellen oftmals Bloatware² mit unnötigen Features.

1 Refactoring: Strukturverbesserung von Programmquelltexten unter Beibehaltung der Programmfunktionalität (Quelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/Refactoring>)

2 Bloatware: Mit Funktionen überladene Software, die Anwendungsbereiche ohne synergetischen Nutzen bündelt (Quelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/Bloatware>)

2 Geschichte und Formen des Interviews

Der Begriff «Interview» stammt aus der englischen Hofsprache und bedeutet soviel wie «Zusammentreffen» (Haller 2008, S. 21). Das heutige Interview könnte man als professionelle Befragung zum Zweck der Informationsgewinnung definieren.

2.1 Die Anfänge des Presseinterviews im englischen Sprachraum

In den 1830er-Jahren trat die sog. «penny press» ihren Siegeszug im Nordosten der USA an. Diese günstigen journalistischen Publikationen waren an die breite Masse gerichtet und enthielten Geschichten über bekannte Persönlichkeiten, Berichte über Verbrechen und weitere, eher triviale Informationen – Themen, derer sich heute auch die Boulevardpresse bedient. Diese Blätter druckten damals Verhörprotokolle mit Straftätern (bzw. verdächtigen Personen) ab. Die Artikel waren jeweils in Dialogform abgefasst und gelten als Vorläufer der heutigen Interviews. Bei der etablierten Presse stiess diese journalistische Form jedoch auf Ablehnung: solche Berichte seien zu oberflächlich und verfügten über keinerlei journalistischen Wert.

Dennoch trat das Interview als journalistische Form ab den 1860er-Jahren einen wahren Siegeszug an, zumindest im englischen Sprachraum. Politiker erkannten das Potential des Interviews zur Profilierung und Meinungsmache. Den Journalisten brachten Interviews mit wichtigen Politikern ein gewisses Ansehen ein. Sie sahen sich auch als Vertreter des öffentlichen Interesses und wollten von ihrer Möglichkeit, Politikern auf den Zahn zu fühlen, Gebrauch machen (Haller 2008, S. 24-25).

2.2 Pressezensur im deutschen Reich

In Deutschland konnte sich das Interview zunächst nicht durchsetzen, nicht zuletzt aufgrund der strengen Zensurgesetze. Dies änderte sich jedoch 1908, als ein englischer Oberst Auszüge aus Gesprächen von Kaiser Wilhelm II. mit der konservativen britischen Tageszeitung «Daily Telegraph» zukommen liess. Der Inhalt der Gespräche war brisant: Kaiser Wilhelm II. biederte sich darin den Briten regelrecht an. Der «Daily Telegraph» sandte dem damaligen Reichskanzler Bernhard von Bülow das Interview zur Autorisierung zu. Bülow und sein Stellvertreter verweilten jedoch gerade im Urlaub, worauf ein kleinerer Beamter die Genehmigung zum Druck erteilte. Dem Berliner Boulevardblatt «B.Z. Am Mittag» lag ebenfalls eine Kopie des Interviews vor. Die Äusserungen von Wilhelm II. wurden somit auch in Deutschland veröffentlicht. Der Imageschaden war gross, von Bülow musste zurücktreten (Haller 2008, S. 31-32).

Das Interview wurde infolgedessen im deutschen Reich weiterhin als journalistische Form verhindert. Die wenig kritische (und deshalb kaum zensierte) rechtsbürgerliche Presse hielt wenig vom Interview als journalistische Form. Die linke Presse hätte gerne Interviews veröffentlicht, unterlag aber einer wesentlich strengeren Zensur. Der Siegeszug des Interviews in Deutschland sollte also noch einige Jahre auf sich warten lassen.

2.3 Gespräche in Rundfunk und Fernsehen

Die Verbreitung des Rundfunks in den 1950er-Jahren brachte dem Interview weiteren Vorschub, ist doch das Gespräch für das akustische Medium Radio die naheliegendste Form. Interviews können am Radio mit geringerem Aufwand abgehalten und veröffentlicht werden. Im Gegensatz zu gedrucktem (und meistens redigiertem) Text können beim Radiointerview auch Tonfall und Lautstärke Aufschluss über die Haltung des Befragten geben. Meistens findet keine Nachbereitung statt, die Interviews werden «live» im Wortlaut veröffentlicht. Auch müssen sich die Interviewpartner nicht mehr gegenüber sitzen, Interviews können auch per Telefon durchgeführt werden. Dies schafft eine ungezwungene Atmosphäre, die Antworten kommen oftmals lockerer daher. Der Interviewer verliert jedoch die Möglichkeit, die Mimik und Gestik seines Gesprächspartners zu deuten.

In den 1960er-Jahren hielt das Interview auch Einzug in das Fernsehen. Als Pionier des Fernsehinterviews gilt der ehemalige SPIEGEL-Redakteur Günter Gaus. Dieser hat in der ZDF-Sendung «Zur Person» bekannte Persönlichkeiten portraitiert und sich dabei der Interviewform bedient. Die gestellten Fragen dienten dabei weniger zum «Ausquetschen» des Befragten, sondern vielmehr dazu, das Gespräch in eine bestimmte Richtung zu lenken. Vergleichbare Interviewformen kann man heute noch in Formaten wie «Sternstunde Philosophie» oder «NZZ Standpunkte» sehen. Heute ist das Interview im Fernsehen allgegenwärtig. Längere Inter-

viewgespräche sind aber eher die Seltenheit. Öfters werden im Rahmen von Nachrichtensendungen viele kurze, teils nur gerade sekundenlange Gesprächsfetzen wiedergegeben.

2.4 Das SPIEGEL-Gespräch

Das deutsche Nachrichtenmagazin SPIEGEL hat einen hohen Bekanntheitsgrad aufgrund seiner Interviews erlangt. Im Rahmen des sog. «SPIEGEL-Gesprächs» müssen Spitzenpolitiker und Wirtschaftsgrößen meist mehreren SPIEGEL-Journalisten Rede und Antwort stehen. Die Fragestellungen sind meistens sehr kritisch, oftmals versuchen die Journalisten auch den gegenteiligen Standpunkt ihres Interviewpartners einzunehmen um so das Interview zu einem Streitgespräch ausarten zu lassen. Die Argumentation bleibt dabei meistens sachlich. Es erfolgen zwar rhetorische Angriffe vonseiten der Journalisten, diese zielen jedoch nie unter die Gürtellinie des Befragten.

Solche Gespräche dauern von 90 Minuten bis zu drei oder vier Stunden. Abgedruckt wird aber nur eine stark gekürzte bzw. zusammengefasste Version des Gespräches. Dies lässt die Journalisten und Befragten oftmals rhetorisch versierter erscheinen, als dies in Tat und Wahrheit der Fall ist. Aus diesem Grund werden oft Vorwürfe geäußert, SPIEGEL-Gespräche seien eine manipulative journalistische Form. Der SPIEGEL legt jedoch die Druckentwürfe der Gespräche jeweils dem Befragten vor. Dieser kann den Druck entweder bewilligen, noch Änderungen am Text vornehmen oder das Interview ganz zurückziehen und somit die Publikation verweigern. Diesen Vorgang bezeichnet man als «Autorisierung».

Bis Ende 1999 hat der (seit 1947 bestehende) SPIEGEL fast 3'500 (jeweils ungefähr zehn Druckseiten umfassende) SPIEGEL-Gespräche publiziert (Haller 2008, S. 55).

Es folgt ein Auszug aus einem SPIEGEL-Gespräch mit dem ehemaligen deutschen Finanzminister Peer Steinbrück (Sauga 2008).

2.4.1 Beispiel eines SPIEGEL-Gesprächs (Interview mit Peer Steinbrück)

SPIEGEL: Sagt Ihnen der Name Hermann Dietrich etwas?

Steinbrück: Nein. Müsste er?

SPIEGEL: Hermann Dietrich war der Finanzminister im Kabinett von Heinrich Brüning, jenem Reichskanzler, der die Wirtschaftskrise in Deutschland mit seiner Sparpolitik erst richtig angeheizt hat. Machen Sie sich Sorgen, dass Sie der Hermann Dietrich der Gegenwart werden könnten?

Steinbrück: Sie hören mir nicht zu. Ich bestreite doch nicht, dass man sich in der Krise antizyklisch verhalten sollte. Ich bestreite Ihr Argument «Viel hilft viel». Und ich halte schon gar nichts von abwegigen historischen Vergleichen. Wir betreiben im Vergleich zu Brünings Zeiten gerade keine rigide Sparpolitik. Noch einmal zum Mitschreiben: Wir haben gerade erst 31 Milliarden Euro zur Stärkung der Konjunktur bewilligt. Darf ich Sie jetzt mal was fragen?

SPIEGEL: Nur zu.

Steinbrück: Sind Sie zu mir gekommen, um Fragen zu stellen, oder wollen Sie mich agitieren?

SPIEGEL: Es sollen schon Fragen sein.

Steinbrück: Nein. Sie stellen mir keine Fragen, Sie agitieren.

SPIEGEL: Wir argumentieren. Fürchten Sie nicht, eines Tages als der Mann dazustehen, der es versäumt hat, Deutschland vor einer grossen Rezession zu bewahren?

3 Interviewtechnik

3.1 Vorbereitung

Für ein gutes Interview muss einiges an Vorarbeit geleistet werden. Dies ist mit der Aufstellung der zu stellenden Fragen nicht getan. Wenn der Interviewpartner feststeht, muss man zunächst einen Zeitpunkt für das Interview festlegen und eine zweckdienliche Lokalität dafür finden. Man sollte auch über einiges an Hintergrundwissen über das Thema des Interviews und den Interviewpartner verfügen. Eine genaue Zielsetzung ist ebenfalls notwendig. Dazu stellt man sich am besten die Frage: «Was möchte ich mit diesem Interview herausfinden?»

Für die ganze Vorbereitung empfiehlt sich das Stellen der sog. «W-Fragen», also «wer», «wie», «wo», «was», «wann», «wozu» usw. Damit sollte man den Rahmen für das Interview sinnvoll abstecken können und sich sogleich seiner Ziele vergewissern können.

Das Ergebnis eines Interviews hängt immer davon ab, wie gut sich der Fragesteller vorbereitet. Dieser muss sich einerseits auf das Thema vorbereiten, andererseits aber auch auf die zu befragende Person einstellen. Sinnvoll sind darum umfassende Recherchen zu Thema und Person. Als Quellen können Artikel in Printmedien, aber auch aus dem Internet dienen.

Ist das Ziel des Interviews erst einmal klar und sind genügend Hintergrundinformationen gesammelt, folgt der Entwurf des Interviews. Jetzt geht es darum, Fragen zu finden, welche an das Interviewziel heranführen. Hierbei ist besonders auf die Fragetechnik zu achten.

3.2 Fragetechnik

Die «W-Fragen» sind nicht nur zur Vergewisserung der eigenen Zielsetzung verwendbar. Auch die eigentlichen Fragen an den Interviewpartner können mit diesem Hilfsmittel formuliert werden. Die Aufstellung eines Fragewortes macht aber noch lange keine gute Frage aus. Die scheinbar gleiche Fragestellung kann durch die Anwendung verschiedener Fragetechniken eine ganz andere Wirkung auf den Interviewpartner haben. Dies erfordert die Kenntnis verschiedener Fragetechniken (Rotzinger o.J.).

1. **Offene Fragen** lassen dem Befragten einen breiten Spielraum für mögliche Antworten. Sie beginnen in der Regel mit einem «W-Fragewort» («wie», «wozu», «weshalb», «wieso» usw.) und können nicht einfach mit «Ja» oder «Nein» beantwortet werden. Beispiel: «Weshalb Sind Sie damals nicht zurückgetreten?»
2. **Geschlossene Fragen** lassen sich in der Regel nur mit «Ja» oder «Nein» beantworten. Zwar sind auch hier längere Antworten möglich, das Spektrum der möglichen Antworten wird aber immer stark eingeschränkt. Beispiel: «Werden Sie noch dieses Jahr zurücktreten?»
3. **Steuerungsfragen** (bzw. hinführende Fragen) sollen die Gedanken des Befragten auf einen bestimmten Sachverhalt hinlenken. Beispiel: «Wie sieht es in Ihrer Institution mit Rücktritten aus?»
4. **Alternativfragen** (Entscheidungsfragen) geben dem Befragten mit der Fragestellung auch gleich Wahlmöglichkeiten für die Antwort vor. Beispiel: «Werden Sie eher dieses oder erst nächstes Jahr zurücktreten?»
5. **Kontrollfragen** dienen zur Überprüfung, ob der Gesprächspartner bestimmte Informationen richtig verstanden hat. Beispiel: «Es sieht also eher nach einem Rücktritt im nächsten Jahr aus?»
6. **Ablenkungsfragen** leiten zu einem neuen Thema über, ohne dass auf vorhergehende Aussagen eingegangen wird. Man kann damit also von einem Thema ablenken oder Zeit gewinnen. Beispiel: Mitarbeiter: «Ich nehme an, dass ich den Firmenwagen auch privat nutzen kann.» – Vorgesetzter: «Was für ein Auto fahren Sie eigentlich privat?»
7. **Provozierende Fragen** sollen den Befragten aus der Reserve locken und damit die Diskussion in Gang bringen. Sie werden dazu benutzt, dem Befragten Informationen zu entlocken, die er sonst möglicherweise zurückbehalten würde. Beispiel: «Sind die Rücktrittsgerüchte wirklich so abwegig? Ihre Partei ist ja schliesslich schon auf der Suche nach einem Nachfolger für Sie.»

8. **Motivationsfragen** sollen durch freundliche Formulierungen das Gesprächsklima positiv beeinflussen. Beispiel: «Wäre es angesichts ihrer gegenwärtigen Erfolge nicht angebracht, noch eine weitere Amtszeit anzustreben?»
9. **Suggestivfragen** beinhalten bereits eine Meinung. Solche Fragen sollen bewirken, dass sich der Befragte dieser Meinung anschliesst. Die Beeinflussung wird durch Wörter wie «doch», «auch», «sicher», «ebenfalls» usw. erreicht. Beispiel: «Es wäre doch im Moment sicher der völlig falsche Zeitpunkt für einen Rücktritt, finden Sie nicht auch?»
10. Bei der **Gegenfrage** (Rückfrage) wird die Frage des Gesprächspartners nicht beantwortet. Stattdessen wird eine eigene Frage an den Fragesteller gerichtet. Die einfachste Form der Gegenfrage ist die Nachfrage, wenn die ursprüngliche Frage nicht verstanden wurde. Beispiel: «Könnten Sie die Frage noch einmal wiederholen?» oder: «Wie meinen Sie das genau?». Eine Gegenfrage kann aber auch zugleich eine Ablenkungsfrage, eine Kontrollfrage, eine Suggestivfrage oder aber eine Alternativfrage sein.

3.3 Gespräch antizipieren

Ein Interview darf niemals zur Abarbeitung eines lose zusammenhängenden Fragekatalogs verkommen. Dies langweilt einerseits den Befragten und den Interviewer selber, andererseits aber auch den potentiellen Leser des Interviews. Ein interessantes und informatives Interview bedarf eines gut ausgearbeiteten Konzepts. Ein einfaches Hilfsmittel zur Ausarbeitung eines solchen Konzepts ist das Antizipieren eines möglichen Gesprächsverlaufs. Dazu stellt man sich einfach die Fragen selber und überlegt sich mögliche Antworten darauf. So kann man feststellen, in welche Richtung sich ein Gespräch entwickeln könnte. Hierzu benötigt man Kenntnisse über den Interviewpartner. Ansonsten läuft man Gefahr, einen völlig falschen Gesprächsverlauf zu antizipieren. Ein Gespräch über Schweizer Armeepolitik beispielsweise dürfte mit SP-Parteipräsident Levrat einen anderen Verlauf nehmen als mit SVP-Nationalrat Mörgeli. Das Antizipieren eines Gesprächs darf aber nicht überbewertet werden. Das Festhalten an einem bestimmten Gesprächsverlauf kann den potentiellen Informationsgewinn erheblich einschränken. Wüsste man vorher schon, wie das Interview verläuft, müsste man es gar nicht mehr durchführen.

3.4 Durchführung

Die beste Vorbereitung ist Makulatur, wenn es an der späteren Durchführung scheitert. Bereits vor dem eigentlichen Gespräch könnte das ganze Interview zum Misserfolg werden. Wer sich schon zuvor mit dem Interviewpartner ausgiebig über das Thema unterhält, läuft Gefahr, sein ganzes Pulver schon vorher zu verschiessen. Im eigentlichen Interview wird dann der Befragte nur die zuvor erläuterten Standpunkte noch einmal wiederholen. Ein interessantes Gespräch dürfte sich so kaum entwickeln. Besser fährt, wer sich unmittelbar vor dem Interview auf Smalltalk mit dem Interviewpartner beschränkt. Dies hilft auch allfällige Hemmungen vor der anderen Person abzubauen.

Die Atmosphäre in der Lokalität des Interviews sollte ruhig und entspannt sein. Ist der Interviewpartner nicht locker und entspannt, wird er kaum interessante Antworten liefern, sondern vielmehr versuchen, das Interview schnellstmöglich hinter sich zu bringen.

Es kann vorkommen, dass der Interviewpartner sehr kurze oder sehr lange Antworten gibt. Bei zu knappen Antworten kann man durch Nachhaken an weitere Informationen gelangen. Bei längeren Antworten muss man den Redefluss seines Gegenübers gezwungenermassen brechen. Dies muss nicht zwingend dadurch geschehen, dass man ihm ins Wort fällt. Man kann dies auch subtiler unter Zuhilfenahme von Körpersprache bewerkstelligen. So könnte man beispielsweise die Körperhaltung verändern, sich etwas nach vorne lehnen und dem Befragten so signalisieren, dass man zu Wort kommen möchte. Erst wenn dieses Mittel nicht mehr wirkt, sollte man den Interviewpartner unterbrechen.

Ein kritischer Interviewer weiss auch mit Lügen umzugehen. Dazu muss man Lügen zunächst einmal als solche erkennen können. Manche Lügen können auf der Sachebene enttarnt werden. Hierzu benötigt der Interviewer aber ein sehr tiefes Fachwissen. Eine Lüge verändert aber jeweils auch Mimik, Stimmlage, Sprechdynamik und Körperhaltung des Befragten. Es braucht einiges an Übung, diese Unterschiede bemerken zu können.

3.5 Nachbereitung

Wie bereits in den vorhergehenden Kapiteln geschildert, werden Interviews nie im Wortlaut abgedruckt. Ein Interviewtext wird immer nachbearbeitet und gekürzt. Die Nachbearbeitung eines Interviews beansprucht sehr viel Zeit, aber auch kritische Distanz. Der gesprochene Inhalt muss mit dem Geschriebenen übereinstimmen. Es muss darauf geachtet werden, dass Worte nicht falsch gedeutet oder umgeschrieben werden. Die Nacharbeit wird meistens mit dem Schreiben eines Fliesstextes oder dem schriftlichen Frage-Antwort-Dialog beendet. Sollte es beim Interview trotz guter Vorbereitung zu Überschneidungen in den Antworten kommen, kann man diese sinnvoll zusammenfassen und kürzen. Auf keinen Fall dürfen Aussagen abgeändert oder verfälscht werden. Da ein bearbeiteter Interviewtext dem Befragten zumeist vorgelegt wird, könnte er die Publikation bei Abweichungen von seinem Wortlaut ablehnen.

4 Fallbeispiel: Interview mit Donald E. Knuth

Der amerikanische, mittlerweile emeritierte Informatikprofessor Donald E. Knuth gilt als einer der wichtigsten Vertreter seines Fachs. Sein mehrbändiges Hauptwerk «The Art of Computer Programming» gilt als Standardwerk, Knuth arbeitet momentan am fünften von insgesamt sieben geplanten Bänden (Wikipedia 2010). Er lebt zurückgezogen, hat seine E-Mail-Adresse gelöscht und liest seine Post nur allvierteljährlich (Haffner 2002). Da Knuth während der Arbeit am ersten Band seines Hauptwerks die damaligen Textsatzsysteme als unzureichend erachtete, entwickelte er die Software TeX zum Setzen seiner Schriften. TeX gilt heute noch als eines der mächtigsten Textsatzsysteme und erfreut sich mit der Erweiterung LaTeX höchster Beliebtheit bei naturwissenschaftlichen Publikationen.

Interviews gibt Knuth nur höchst selten. Dafür versteht er es wie kaum ein Zweiter, komplizierte Zusammenhänge für Laien verständlich zu machen. Es folgt ein Auszug aus einem seiner seltenen Interviews (Stieler 2005).

4.1 Auszug aus einem Interview mit Technology Review

TR: *Sie haben von Schönheit gesprochen und von der Kunst des Programmierens. Können Sie Laien erklären, was ihr Begriff von Schönheit bedeutet?*

Knuth: Das ist wie in der Literatur oder in der Musik. Wenn jemand ein gut geschriebenes Programm liest und den Stil bewundert, dann ist das schön. Sie bewundern vielleicht bestimmte Muster darin oder was auch immer – irgend etwas, das den Teil unseres Gehirns kitzelt, der für Glück zuständig ist. Ich halte heute Abend einen Vortrag über die Freude an technischen Illustrationen und es macht mir einfach Spass, eineinhalb Stunden dazusitzen und herauszufinden, wie ich eine Abbildung wirklich gut hinbekomme. Wenn ich das schaffe, geht es mir für den Rest des Tages gut.

Das ist dieselbe Art Freude, die ein Maler empfindet oder ein Musiker, der morgens aufwacht und ihm fällt eine Melodie ein, die er dann in sein neues Stück einbaut. Ich kann einen Quelltext lesen und denken, das ist grauenhaft, das passt nicht zusammen, oder aber «Mann, das ist grossartig». Natürlich kann man über diese Dinge verschiedener Meinung sein, aber das ist auch in der Kunst so.

TR: *Es gibt Leute, die sagen, dass die Entwicklung in der Informatik und in der Software-Entwicklung in den vergangenen Jahren viel zu technikzentriert war, dass man die Interaktion zwischen Mensch und Maschine vernachlässigt hat. Was sagen Sie dazu?*

Knuth: Die User wissen nicht immer, was Sie wollen. Aber der schlimmste Fehler ist, dass eine Person das System spezifiziert, ein anderer es implementiert und ein dritter es dann benutzen soll, aber diese Leute sich niemals treffen. Das ist besonders schlimm in der ersten Generation eines Systems. Aber eine solche Separation macht die Manager glücklich, denn dann wissen sie, wie sie die Dinge managen sollen. Meiner Auffassung nach sind die erfolgreichsten Software-Projekte in den vergangenen Jahren aber immer mehr anarchisch als hierarchisch strukturiert gewesen. So funktioniert Google, so funktioniert Adobe – nun, ich weiss nicht viel über die internen Strukturen von Microsoft. Aber im Allgemeinen stehen die Leute sehr in Verbindung zueinander, und das trotz der Firmen-Rivalität. In der Computing-Szene werden viel mehr Ideen ausgetauscht als beispielsweise in der Biotechnologie. Ich versuche immer, meine Idee von *mehr Parties* im Silicon Valley zu lancieren, wo Leute aus verschiedenen Firmen hinkommen. [Knuth möchte öfters Parties organisieren, um den informellen Austausch unter Wissenschaftlern zu fördern. *Anm. der Autoren*]

TR: *Also propagieren Sie Open Source?*

Knuth: Ich habe mein Textsatzsystem TeX komplett offen gelegt. Aber ich habe immer gesagt, wenn jemand es nehmen und weiterentwickeln will, soll er das gerne tun. Aber er darf es nicht TeX nennen. Ich möchte zu der Idee der Modularität und der Transparenz gerne die Idee der Dauerhaftigkeit stellen – feste Punkte zu behalten, etwas, das in zehn Jahren garantiert immer noch dasselbe ist und funktionieren wird.

TR: *Es gibt Leute, die sagen, dass ein Software-Projekt ab einer bestimmten Grösse nicht mehr handhabbar ist. Es gibt andere, die sagen, dieser Punkt sei sowohl für Windows als auch für Linux längst überschritten. Wenn ich Sie richtig verstehe, argumentieren Sie, wenn man sauber dokumentiert und programmiert, kann man noch sehr viel grössere Systeme in den Griff bekommen?*

Knuth: Ich bin sicher, dass grössere Systeme sicherlich möglich sind. Ich denke aber auch, dass es nicht hoffnungslos wäre, noch einmal ganz von vorne anzufangen. Wenn sich jemand hinsetzen würde und alle bislang bekannten Konzepte von Betriebssystemen noch einmal überdenken würde – ist das beispielsweise die beste Art und Weise Programme zu speichern oder kann man nicht dafür sorgen, dass sich Programme selbst an die jeweiligen Erfordernisse anpassen, wenn sie geladen werden? Ich glaube nicht, dass es wirklich zu spät für so etwas ist. Ich glaube nicht, dass alle guten Ideen der Programmierung bereits entdeckt worden sind.

Ich hoffe natürlich, dass «literate programming» in diesem Projekt irgendwie verwendet wird – irgendeine Form von kombinierter informeller und formeller Beschreibung dessen, was das Programm tun soll, statt es einfach nur zusammenzuhacken, sodass der Computer weiss, was er tun soll.

4.2 Kurzanalyse

Obwohl es in diesem Interview vor allem um die Programmierung geht, dürfte es dennoch auch für Leser mit geringem Wissen über Informatik verständlich sein. Knuth verwendet unter anderem folgende Mittel, um sich für Laien verständlich zu machen:

- Knuth stellt **Vergleiche** zwischen dem Programmieren und (anderen) Künsten, wie z.B. der Malerei und der Literatur an. Die meisten Menschen können sich kunstvolle Gemälde und literarisch wertvolle Texte als Kunstwerk vorstellen – Programmcode wohl eher weniger. Knuth stellt diesen Bezug jedoch sehr verständlich her.
- Er verwendet **kaum Fachvokabular** zur Erläuterung. Stattdessen umschreibt Knuth die Probleme auf allgemein verständliche Weise. Fachvokabular schreckt den Laien oftmals vor der Lektüre ab. Auch wird der frustrierte Leser nicht so schnell wieder zu der jeweiligen Zeitschrift greifen.
- Wenn Knuth Fachbegriffe verwendet, **erläutert** er sie auch zugleich. So wird der Begriff «literate programming» nicht einfach im Raum stehengelassen, sondern als «Form von kombinierter informeller und formeller Beschreibung» umschrieben. Der Leser kann nun selber entscheiden, ob er diesen Begriff künftig auch verwenden möchte. Und wenn er den Begriff dann verwendet, kann er ihn auch gleich erläutern.

Literatur- und Quellenverzeichnis

1. Haffner, P. (2002). *Ein ganz normales Genie*. NZZ-Folio Ausgabe 02/2002
2. Haller, M. (2008). *Das Interview*. (4. Auflage). Konstanz: UVK-Verlag
3. Knill, M. (2003). *Interview führen – aber wie?*
Verfügbar unter: <http://www.rhetorik.ch/Interviewtechnik/Interviewtechnik.html> (23.04.2010)
4. Rotzinger, J. (o.J.). *Fragearten und Beispiele*.
Verfügbar unter: <http://www.haufe.de/DataCenter/News/1146217776.68/Downloads/Fragearten%20und%20Beispiele.pdf> (23.04.2010)
5. Sauga, M., Feldenkirchen, M. & Kurbjuweit, D. (2008). *SPIEGEL-Gespräch: Ich gehorche der Vernunft*. SPIEGEL Ausgabe 49/2008
6. Stieler W. (2005). *Freude, die ein Maler empfindet*.
Verfügbar unter: <http://www.heise.de/tr/artikel/Freude-die-ein-Maler-empfindet-405241.html> (23.04.2010)
7. Wikipedia (2010). *Donald E. Knuth*.
Verfügbar unter: http://de.wikipedia.org/wiki/Donald_E._Knuth (23.04.2010)